

Auf der Nehrung.

Novelle von **Hans Warring**.

(Fortsetzung.)

4. (Nachdruck verboten.)

Kalt und unfreundlich, mit schweren Regengüssen und scharfen Winden war der Juni ins Land gekommen.

„Wie im Herbst ist's," klagte die Muhme, die von der Leinwandbleiche durchnäßt und erfroren ins Haus zurückgekommen war und sich am abendlichen Herdfeuer wärmte. „Vorige Nacht hat der Sturm an den Fenstern gerissen, daß ich dachte, er wollte sie eindrücken. Hast du nichts gehört, Rose?"

„Nein, Muhme," entgegnete das Mädchen heiter, „nachts habe ich Besseres zu thun, ich habe geschlafen. Ich bin jetzt immer abends so müde, daß ich schon schlafe, ehe ich mich recht ausgestreckt habe."

„Das glaub' ich, müde genug machst du dich. Es ist dies Jahr keine Kleinigkeit mit der Heuernte; im Wasser stehen bis an die Kniee und das Heu mit den Harken aufs Trockene schleppen! Wenn du es nur aushältst!"

„Ich bin ja gesund, Muhme."

„Ja, Gott sei Dank! Aber im übrigen, Kind, sieht's böse aus. Das wird ein schweres Jahr! Wer hat es je erlebt, daß die Wiesen so überschwemmt sind wie jetzt! Und das Eulengeschrei gefällt mir auch nicht, noch meine schweren Träume. Böse Zeichen, Rose, böse Zeichen! Es giebt etwas mit der Ernestine. Ich hab' sie diese Nacht gesehen im feuerroten Kleid, und um ihren Kopf flogen große Vögel mit langen schwarzen Flügeln. Das sind böse Gedanken, und die rote Farbe bedeutet Haß und Zorn," meinte die alte Frau tief bekümmert.

„Muhme, sie ist in der letzten Zeit besser zu mir gewesen, sie hat mich in Ruhe gelassen und nicht gequält."

„Mir gefällt ihr Gesicht heute abend nicht. Die Klaasin ist bei ihr gewesen, und die beiden haben lange zusammen gesprochen."

„Laß sie doch! Die Klaasin ist eine alte Klatschbase, aber was thut uns das!"

„Sie will uns aus dem Haus haben, sie will sich selbst hineinsetzen. Ich kenne die Frau, sie hat Absichten auf den Hof, sie will hier die Wirtin spielen, und deshalb will sie ihren Martin der Ernestine geben."

Einen Augenblick blieb es still, dann legte Rose ihren hübschen Kopf in den Nacken und lachte laut und hell.

„Sei doch still — was ist denn dabei zu lachen!"

„Ach, Muhme! Die Ernestine ist mir immer so alt vorgekommen, fast so alt wie du. Und dabei ist sie häßlich und lahm. Und wenn sie schon heiraten will, so wird sie doch höchstens einen Mann in gesetzten Jahren nehmen, aber nicht den Martin. Denk dir die beiden zusammen! Sie ist um zwei Kopf kleiner wie er, sie reicht ihm kaum bis zum Ellenbogen. Und dann sieht sie aus wie seine leibhaftige Großmutter."

Sie legte wie vorhin den Kopf in den Nacken und lachte laut und übermütig auf.



Marktplatz mit Marienkirche in Wismar. (S. 84)

„Still, um Gottes willen still! Da ist einer an der Flurthür!"

In diesem Augenblick trat Ernestine ein. Die beiden Ueberraschten sahen durch das Dunkel ihr blasses Gesicht. Als sie nähertrat, warf sie ihrer Nichte einen Blick zu, der das Lachen auf deren Lippen ersterben machte. Verschüchtert wollte sich das Mädchen in ihre Kammer zurückziehen, aber Ernestine vertrat ihr den Weg. Sie hatte Roses Worte und ihr Lachen gehört, und ihre verletzte Eitelkeit hatte ihren Haß und Zorn fast noch mehr aufgerüttelt als die Zuflüsterungen der Nachbarin. Sie vergaß alles um sich her, sie bemerkte weder die Dienstleute, die nach und nach eingetreten waren, noch die Muhme, die sie zu begütigen und zu beruhigen suchte; sie sah nichts als das blasse Gesicht des vor ihr stehenden Mädchens. Und die Schönheit dieses Gesichtes und der ruhige Stolz, mit welchem die Nichte ihre Schelt- und Schmähworte über sich ergehen ließ, raubten ihr den letzten Rest von Besinnung.

„Du — du!" schloß sie atemlos, ihre geballten Hände drohend erhoben, „nicht einen Augenblick dulde ich dich länger unter meinem Dach! Hinaus mit dir! Und wenn du es wagst, wiederzukommen, so lasse ich den Hund auf dich los und hetze dich von meiner Schwelle!"

„Ernestine, bedenk doch, was du sprichst!" rief die alte Frau weinend. Die Dienstleute aber hatten sich in eine Ecke zusammengedrängt und verfolgten den Streit mit jenem aus Neugierde und Schadenfreude zusammengesetzten Interesse.

„Der alte Tyras würde mir nichts thun, er möchte sich eher gegen dich als gegen mich wenden," sagte endlich Rose ruhig. „Aber habe keine Sorge, ich komme nicht wieder. Nur eines noch will ich dir sagen: Was du an mir thust, wird nicht ungestraft bleiben. Wir werden es erleben, daß das Geld und Gut, um dessen willen du zur Diebin und Erbschleicherin geworden bist —"

„Was, was wagt die Dirne zu sagen?" kreischte Ernestine.

„Ich weiß, was ich meine. Ich frage dich: Was hast du am Großvaters Begräbnistage noch spät abends in seiner Stube zu schaffen gehabt?"

Ernestine taumelte zurück.

„Beweise — beweise, was du sagst, Verleumderin!" murmelte sie tonlos.

„Das kann ich nicht, und das weißt du. Kein anderer hat dich gesehen als ich."

„Und ich soll mir gefallen lassen, daß du mir meinen guten Namen nimmst! So eine Betteldirne, der ich Brot und Obdach gegeben, wagt es, mich zu beschimpfen! Du gönnst mir nicht, daß ich geachtet dastehe in der Welt, du willst mich wohl ebenso zum Schandfleck für das ganze Dorf machen, wie deine liederliche Mutter es gewesen ist —"

Sie kam nicht weiter, sie hatte plötzlich einen Schlag ins Gesicht erhalten, der sie zurücktaumeln machte, und zugleich sah sie Roses zornblitzende Augen und hochaufgerichtete Gestalt dicht vor sich.

„Schon oft habe ich dir gesagt, auf mich magst du schimpfen, so viel du willst, daraus mache ich mir nichts; aber meine Mutter sollst du in ihrem Grabe in Frieden lassen!" rief das Mädchen, jetzt ebenfalls außer sich vor Zorn. „Du bist nicht wert, ihr die Schuhriemen aufzulösen. Sie ist einmal in ihrem Leben ungehorsam gewesen, weil sie einen lieber gehabt hat als ihr Leben, als Haus und Hof. Du aber hast in deinem Leben keinen Menschen lieb gehabt, du liebst allein das Geld. Aber gerade durch das Geld wirst du auch gestraft werden. Nichts soll dir bleiben von deinem erschlichenen Gut — alles sollst du zu Grunde gehen sehen! Deine Wiesen sind schon unter Wasser, über deine Felder soll der Dünensand kommen, und dein Haus — dein Haus — über deinem Kopfe soll's dir abbrennen, daß kein Balken davon übrig bleibt! Und wenn ich das sehe, dann will ich jauchzen und mich freuen, und das Feuer will ich schüren, daß es hoch auf bis zum Himmel schlägt!"

Das Mädchen war wie außer sich. Sie hob die Hände empor und schüttelte sie drohend gegen ihre Tante, deren Gesicht sich mit bläulicher Bläße bedeckt hatte. Aber ehe noch einer der Anwesenden ein Wort hatte sprechen können, war Rose ins Freie gestürzt, und dröhnend fiel die Thür hinter ihr ins Schloß.

— — — — — — — — — — —

Ein paar Stunden später war's, als der junge Zimmermann Martin Klaas auf dem schmalen Vorstrande dahinschritt. Er kam von einem etwa eine Meile weiter nordwärts gelegenen Dorfe, wo er mehrere Tage mit einer Arbeit beschäftigt gewesen, die er erst spät abends beendet hatte. Er war rüstig ausgeschritten, aber trotzdem war es später geworden, als er geglaubt. Mitternacht mochte schon nahe sein, als er jene Stelle erreichte, an welcher er am Begräbnistage des alten Holstein Rose allein und weinend getroffen. Ja, hier mußte die Stelle sein, da lag ja auch der große Stein, auf dem sie gesessen.

Der junge Mensch blieb stehen und starrte vor sich hin. Die Erinnerung an jene Begegnung tauchte lebhafter als je in ihm auf, und zugleich fühlte er auch wieder jene peinigende Gewissensregung, die er seitdem mit sich herumgetragen hatte. Er glaubte das weinende Mädchen wieder vor sich zu sehen und ihre leise klagende Stimme zu hören. Armes junges Ding! Wie rasch war ihr trotziger, abwehrender Stolz in der Klage um ihre Verlassenheit dahingeschmolzen! Er meinte noch die Wirkung des Blickes zu spüren, mit dem sie ihm von unten auf in die Augen geschaut, hilfsbedürftig und Hilfe erflehend. Und er hatte sich vor diesem Blicke verschlossen, er hatte es über sich vermocht, sie von sich gehen zu lassen, ohne sie in seine Arme zu nehmen und ihr zu sagen: Einen hast du, der dich mehr liebt als alles auf der Welt, einen, der zu dir stehen will bis an sein Ende!

Und noch über etwas anderes hatte er sich Vorwürfe zu machen: er hatte nie energisch nein gesagt, wenn die Mutter immer wieder von der Ernestine zu sprechen begonnen, ja er hatte sogar der letzteren einigemal Aufmerksamkeiten erwiesen, wie er es früher nie gethan. Letzthin hatte er sie auf einem Gang durch das Dorf begleitet, Seite an Seite waren sie dahingeschritten. Er wußte wohl, daß nach der Ansicht der Dörfler eine solche Kundgebung nur auf *eine* Weise gedeutet werden kann, die Blicke und das Flüstern, mit welchen man ihnen nachgeschaut, hatten ihn darüber belehrt. —

„Niemals! Niemals!" rief er laut, indem er von dem Steine, auf den er sich niedergesetzt, wieder in die Höhe sprang. „Gleich morgen will ich der Mutter sagen, daß ich die Ernestine nicht heiraten kann, nein, ich kann es nicht und will es nicht! Die Rose will ich und keine andere! Die Rose ist mir die Liebste auf der Welt, auch wenn sie keinen Pfennig ihr eigen nennt!"

Er war entschlossen, schon morgen die Sache zur Entscheidung zu bringen, und durch diesen Entschluß ruhiger geworden, schritt er die Düne aufwärts und trat in den Waldstreif ein, den er durchqueren mußte, um zu seinem Häuschen zu gelangen.

Es war sternhell, und die rötlichen Stämme der Bäume traten klar aus dem Dunkel hervor. Er hatte einen Richtsteg gewählt und schritt rasch vorwärts. So mochte er etwa die Mitte der Waldstrecke erreicht haben, als ein heller Schein, der über die Stämme hinhuschte, ihn betroffen aufblicken machte. Droben waren die Wipfel der Tannen von einem roten Lichte angestrahlt.

Feuer! zuckte es durch sein Hirn, und „Feuer! Feuer!" schrie er laut durch die Nacht. Aber kein Laut antwortete ihm, ringsum war es totenstill. Er stürzte vorwärts, erreichte den Waldrand, blickte auf das unter ihm liegende Dorf, da, der Hof der Holsteins war es — über das Dach des Wohnhauses züngelten rote Flammen hin.

„Feuer! Feuer!" schreit er noch einmal. Er stürzt den Berg hinab, er erreicht das Hofthor. Es ist geschlossen. Also darüber weg! Mit mächtigem Schwung hat er sich hinübergeschwungen, er zertrümmert das Flurfenster mit einem Faustschlag und schreit sein „Feuer! Feuer!" hinein, daß die Wände beben. Dann ist er am Stall, auch hier die Schläfer zu wecken. In fünf Minuten ist der Knecht neben ihm, und beide Männer ketten Vieh und Pferde los, um sie hinab in die Wiesen zu treiben.

Immer höher schlagen die Flammen aus dem Strohdach des alten Wohnhauses empor. Wolken von Dampf und Glut wälzen sich über den Hof. Zum zweitenmal schon handhabt Martin die eisernen Hämmer, die sonst die Mittags- und Feierabendstunde verkünden. Wie ein Angstschrei gellen die Töne durch die Nacht, sie könnten Tote erwecken, aber noch immer keine Hilfe!

„Wohnhaus und Scheune sind nicht zu retten, aber das Stallgebäude könnte bewahrt bleiben, es hat Ziegeldach. Wenn nur erst Hilfe käme!"

Ein sinnbetäubendes Prasseln und Knattern nimmt ihm das Wort vom Munde. Eine grellrote Lohe schlägt empor und entsendet einen Regen glühender Funken über den Hof. Die verkohlten Dachbalken sind zusammengestürzt. Da endlich rasselt die erste Spritze vom Dorfe heran, und gleich darauf vom Nachbardorfe eine zweite und dritte. Im Nu sind die Kufen gefüllt und die Schläuche gelegt. Der Wasserstrahl fährt zischend über die glühenden Ziegel des Stallgebäudes.

Jetzt erst, da andere sich an dem Rettungswerke beteiligen, kommt Martin dazu, Atem zu schöpfen und sich umzusehen. Nach und nach war das ganze Dorf um die Brandstätte zusammengelaufen. Müßig standen die meisten da und hinderten durch ihr Vordrängen die Rettungsarbeiten. Er sah sogleich, daß unter der dichtgedrängten Menge eine große allgemeine Aufregung herrschte. Männer und Weiber schrieen durcheinander. An einem gewissen Punkt hatten sich die Menschen zu einem undurchdringlichen Knäuel zusammengeschoben, in dessen Mitte es wild zu gären schien.

„Was giebt es da? Was haben die Leute?" fragte er hinzueilend.

„Die Ernestine ist da und schreit und weint. Nichts hat sie gerettet als das, was sie auf dem Leibe trägt — alles andere ist verbrannt."

„Es ist doch alles versichert, sie bekommt den Verlust ersetzt."

„Sie sagt, nicht die Hälfte bekommt sie ersetzt. Und die eigene Nichte — für so gottlos hab' ich das Mädchen nicht gehalten!"

Und nun schrieen zehn, zwanzig Stimmen durcheinander, daß Martin nicht im stande war, den Sinn dieser leidenschaftlichen Auseinandersetzung zu verstehen. Und dennoch erfaßte ihn auf einmal ein namenloses Grausen. Welcher Name war es, der in dem Lärm und Toben immer wieder auftauchte? Und mit dem Namen zugleich ein Wort, das ihn betäubte, als hätte er einen Keulenschlag erhalten.

Brandstifterin! — Waren denn diese Menschen alle wahnwitzig geworden? Er raffte sich auf und stürzte vorwärts. Da drang aus dem Menschenhaufen ein Schrei zu ihm herüber, ein Schrei so verzweiflungsvoll und angstvoll, wie er ihn noch nie gehört. Das war Roses Stimme! Was that man ihr, wer wagte es, sie anzurühren? Ehe er selbst es recht wußte, war er mitten unter der wild erregten Masse, mit seiner gewaltigen Kraft warf er rechts und links über den Haufen, was ihm im Wege stand. Und endlich sah er die Geliebte, mit zerrissenen Kleidern, das braune Haar aufgelöst über den Rücken hinabflutend, die Hände ineinander geschlungen, das totenbleiche Gesicht stolz den Angreifern zugewendet. In dem Toben und Lärmen war eine plötzliche Stille eingetreten, denn jenseits über den Köpfen der Menge tauchte der Helm des Gendarmen auf. Aber nur einen Augenblick währte die Stille, dann wurden wieder wilde, drohende Stimmen vernehmbar.

„Sie hat es ja selbst eingestanden, die Mordbrennerin! — Ins Zuchthaus! — Das ganze Dorf konnte zu Grunde gehen! — Gerechtigkeit muß sein — ins Zuchthaus mit der Brandstifterin!“

Und plötzlich stand Ernestine neben dem Polizeibeamten. Sie schrie und weinte nicht mehr, sie war ganz ruhig und gefaßt, aber ihre Augen flackerten unheimlich in ihrem blassen Gesicht.

„Herr Gendarm,“ sagte sie mit ruhiger, weit vernehmbarer Stimme, „ich habe guten Grund zu glauben, daß das Feuer böswillig angelegt worden ist, und zwar ist es meine Nichte hier, die ich des Verbrechens anklagen muß. Ich habe sie heute aus meinem Hause gewiesen, weil sie im Dorfe böswillige Verleumdungen über mich verbreitet hat, und als sie ging, hat sie Drohungen gegen mich ausgestoßen. Sie hat auch von Feuer gesprochen, das mein Haus verzehren soll. Darüber werden meine Dienstleute und die alte Muhme, die ich zu Zeugen aufrufe, Ihnen noch Genaueres berichten können.“ —

Am nächsten Tage war das Dorf in der größten Aufregung. Am frühen Morgen war die schöne Rose durch den Gendarmen in die Untersuchungshaft abgeführt worden.

5.

Die Tage vergingen, der Hochsommer brütete über dem Lande. Was der Juni zu viel an Regen gebracht hatte, brachten Juli und August zu wenig. Unwandelbar strahlte ein wolkenloser Himmel über der Erde, und die Sonne schien mit ihrem Feuerauge die ganze Vegetation der sandigen Nehrung verbrennen zu wollen.

Und dennoch meinte Martin, noch nie im Leben trübere Tage gesehen zu haben. Zwar ging er in gewohnter Weise, einen Tag wie den anderen, seiner Arbeit nach, und der alte Meister Kristopeit war voll Lobes über ihn und seine Leistungen und sagte zu jedem, der es hören wollte, der junge Mensch sei ihm Kopf und Hand, und ohne ihn könnte er jetzt in seinen hohen Jahren sein Geschäft gar nicht mehr fortführen.

Aber er selbst hatte die Freude an seiner Arbeit verloren. Jetzt erst erkannte er, wie fest Rose mit allen seinen Gedanken, mit allen seinen Plänen für die Zukunft verwachsen gewesen war, jetzt sah er, daß alles in Trümmer ging, wenn er sich von ihr los riß. Und doch mußte es sein. Denn seinen Namen einer Brandstifterin geben — nein, das konnte er nicht! Er mußte mit sich und seinem widerspenstigen Herzen fertig werden, und koste es ihn ein Stück von seinem Leben.

Aber war es denn möglich, konnte sie das Verbrechen begangen haben? Sie hatte stets ein so warmes, weiches Herz gezeigt, hatte Kinder und Tiere geliebt, selbst dem geringsten Wurm hätte sie kein Leid anthun können. Und sie sollte im stande gewesen sein, das Haus, das ihre Kindheit geschützt, das sie geliebt, wie man nur ein Vaterhaus lieben kann, aus Rache anzuzünden? Er wollte es nicht glauben und konnte es nicht glauben. Und er hatte es auch nicht geglaubt, bis er eines Abends die Muhme getroffen und sich mit ihr in ein Gespräch eingelassen hatte.

„Habt Ihr Nachricht von der Rose, Muhme?“ hatte er gefragt.

„Ich bin drin gewesen, in der Stadt, und habe sie im Krankenhause besucht. Ich hab' sie nicht sprechen dürfen, aber ich hab' sie gesehen. Gott, Martin, ein Gesichtchen, nicht größer wie meine Hand, und die Augen so groß und so hohl! Sie haben ihr die Haare abgeschnitten, weil sie so böses Fieber gehabt und so stark phantasiert hat. Wie ich sie sah, hab' ich laut aufweinen müssen. Aber dann sagt' ich mir, es wäre am besten, wenn der Herrgott sie zu sich nähme. Denk doch, auf Brandstiftung steht Zuchthaus! Wenn ich daran denk', könnt' mir das Herz brechen. Aber das sag' ich dir: die eigentlich Schuldige ist die Ernestine! Das ist eine Böse, eine Grundböse! Laß dich nicht von ihrem Geld verblenden, Martin! Das Geld allein macht nicht glücklich, mein Sohn.“

Seit diesem Abend war seine Zuversicht dahin. Selbst die Muhme, die doch immer zu Rose gestanden hatte, hielt sie für schuldig.

„Er sieht schlecht aus, der Martin,“ sagten die Leute im Dorf. „Klaasin, du mußt deinen Sohn besser pflegen.“

„Ach,“ meinte dann die Frau, „das ist nur so ein Uebergang, das giebt sich mit der Zeit. Er hat in der letzten Zeit schlechten Appetit gehabt und klagt über Schlaflosigkeit. Aber in ein paar Wochen ist's vorüber, verlaßt euch drauf, ich kenne das!“

„Ist es wahr, daß der Meister Kristopeit ihm angeboten hat, er wolle ihm sein Geschäft abtreten, und ihm auch sein Grundstück mit dem Zimmerplatz gegen Abzahlung überlassen?“

„Jawohl, das ist wahr, dem Martin kann es auf keine Weise fehlen,“ erwiderte die Mutter stolz.

„Aber der Kristopeit erzählt, der Martin wolle nicht. Er will nur noch den Herbst abwarten, dann will er in die weite Welt.“

„Na, na, wir wollen's abwarten!“ sagte die Frau mit geheimnisvollem Lächeln. „Es kann ja sein, daß der Martin das Grundstück des alten Meisters nicht mehr braucht, vielleicht steht er schon um ein anderes in Unterhandlung. Besser ist besser — abwarten, sag' ich!“

„Er muß die Ernestine heiraten,“ sagten dann die Dörfler, „aber das kommt ihm hart an, ganz 'runtergebracht hat es ihn.“ —

Unterdessen wurde das neue Haus auf der Brandstätte gebaut. Der Ernestine war eine hübsche Versicherungssumme ausgezahlt worden, und sie hatte beschlossen, der alte Hof solle in neuer, verschönerter Form wieder auferstehen.

„Solchen Verdienst wie in diesem Jahre haben die Handwerker im Dorf seit Menschengedenken nicht gehabt,“ sagten die Leute. „Die Ernestine läßt etwas drauf gehen. Alle Tage giebt es Bier, sie bringt es den Leuten selbst auf den Bau, und dabei streicht sie um den Martin herum. Na, der müßte blind sein, wenn er nicht merkte, wo sie hinaus will.“

Aber der Martin schien es nicht zu merken. Trotz des hellsten Sonnenscheins auf ihrem Gesicht blieb das seine finster und blaß.

(Fortsetzung folgt.)

Ansicht von Vavau (Tongainseln). [S. 84]

Illustrierte Rundschau.

Kürzlich wurde in der schwedischen Zweiten Kammer auf ein noch nicht erloschenes Pfandrecht hingewiesen, das Schweden auf die Stadt und Herrschaft Wismar besitzt. Diese waren nämlich im Westfälischen Frieden an Schweden abgetreten worden, das sie aber am 26. Juni 1803 für 1,258,000 Thaler (Hamburger) Banko an Mecklenburg-Schwerin verpfändete, unter der Bedingung, daß Schweden nach hundert Jahren gegen Rückzahlung dieser Summe nebst drei Prozent jährlichen Zinsen das Pfand wieder zurücknehmen könne. Einen malerischen Anblick gewährt der altertümliche **Marktplatz in Wismar mit der Marienkirche.** Auf der einen Seite umrahmen den großen, viereckigen Platz, der an die mittelalterliche Glanzzeit der Stadt erinnert, hübsche, teilweise im Renaissancestil aufgeführte Häuser, an der anderen liegt ein langes, mit Flügeln versehenes Gebäude, in einfachem, nüchternem Stil: das Rathaus der Stadt. Gegenüber ragt hinter der Häuserreihe die mächtige, gotische Marienkirche mit 80 Meter hohem Turme empor. Links hinter den beiden großen Linden liegt die Wache, und aus dem in der südlichen Ecke stehenden, 1602 erbauten Wasserschlößchen ergießen sich die Ströme des weither geleiteten belebenden Elementes durch die Stadt. — Der deutsche Reichstag hat kürzlich die Freundschaftsverträge mit Tonga und Samoa angenommen. Wie der Staatssekretär Graf Bülow in der betreffenden Verhandlung hervorhob, ist Deutschlands Verhältnis zu den Tongainseln trotz des früheren Freundschaftsvertrages von 1876 immer ein loses geblieben; auch die wirtschaftlichen Beziehungen zu jener Inselgruppe der Südsee sind immer mehr zurückgegangen. „Wir geben unter diesen Umständen auf den Tongainseln keine erheblichen Interessen auf, sondern wir verzichten nur auf unser Einspruchsrecht gegen eine englische Besitzergreifung.“ Der Archipel der **Tongainseln** umfaßt über 150 kleine Eilande und 32 größere Inseln, von denen in der nördlichen Gruppe **Vavau** die bedeutendste ist. — Mehrfach ist in jüngster Zeit die Rede gewesen von einer angeblich geplanten morganatischen Ehe des Thronfolgers, **Erzherzogs Franz Ferdinand,** Neffen des Kaisers Franz Joseph, mit der **Gräfin Sophie Chotek.** Erzherzog Franz Ferdinand ist am 18. Dezember 1863 geboren als ältester Sohn des 1896 verstorbenen Erzherzogs Karl Ludwig und seiner zweiten Gemahlin Annunciata von Bourbon-Sizilien. Die Gräfin Sophie Chotek ist von den acht Kindern des früheren Gesandten in Dresden das fünfte, jetzt 31 Jahre alt und Hofdame der Erzherzogin Isabella, Gemahlin des Erzherzogs Friedrich, Herzogs von Teschen. — Der neuerdings so viel genannte **Spionkop** ist eine wildzerrissene, kluftenreiche Vorhöhe der Drakenberge unweit des Tugela. In dem zwischen dem genannten Flusse und dem unteren Venterspruit gelegenen Dreieck beherrscht er jede von hier aus gegen Acton Homes und weiterhin gegen Ladysmith gerichtete Vorwärtsbewegung, mag sie sich des östlich gelegenen Venterspruiteinschnittes oder des von der Waggonsfurt nach Acton Homes führenden, den Spionkop westlich umgehenden Weges bedienen. — Den „Moltke der Buren“ nennt man in Transvaal den ehemaligen französischen **Obersten Villebois de Mareuil,** der jetzt den Posten eines Generalstabschefs der Buren bekleidet. Der Oberst ist 52 Jahre alt, er hat sich im deutsch-französischen Kriege hervorgethan; damals war Villebois Hauptmann in der Loirearmee, wurde bei Blois schwer verwundet und noch auf dem Schlachtfeld dekoriert. Er war einige Jahre im Kriegsministerium thätig, ging dann als Major nach Algier, kommandierte als Oberst ein Regiment der Fremdenlegion und nahm nach dreißigjährigem Dienste in der französischen Armee seinen Abschied. Bald nach Ausbruch des südafrikanischen Krieges knüpfte der Gesandte Dr. Leyds Verhandlungen mit ihm an, die zu seinem Eintritt in das Burenheer führten. — Befehlshaber der in Ladysmith seit dem 30. Oktober 1899 eingeschlossenen englischen Streitkräfte ist **General White,** der die Verteidigung dieses Platzes standhaft und energisch geleitet hat. Eine andere Frage ist, ob sein Verbleiben bei Glencoe—Ladysmith überhaupt gerechtfertigt war und ob es nicht vielmehr vorteilhafter gewesen wäre, beim Einmarsch der Buren in Natal rechtzeitig den Rückzug auf Pietermaritzburg und nötigenfalls auf Durban anzutreten, um erst nach dem Eintreffen genügender Verstärkungen die Offensive gegen die Buren aufzunehmen.



Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich.



Gräfin Sophie Chotek.
Nach einer Photographie von Hofphotograph Strelisky in Budapest.



Der Spionkop in Natal.

Oberst Villebois de Mareuil,
Generalstabschef der Buren.



General White.

Humoristisches.

Radfahrer und Spitzbube oder: Geistesgegenwart einer Dame.

Nach Skizzen von W. Grögler.


1


2


3


4


5


6


7


8



9

Die Flaschenpost.

Erzählung von J. D. Hansen.

1. (Nachdruck verboten.)

Zu den unpraktischen Menschen, die im Geschäftsleben auf keinen grünen Zweig zu gelangen wissen, gehörte auch der Tapezierer George Osborne, ein braver, fleißiger Mann und guter Familienvater, der im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts zu Bristol mit seiner Frau Anna und fünf kleinen Kindern beständig in Sorgen lebte. In einer abgelegenen Straße hatte er seine Wohnung nebst Werkstätte und auch einen kleinen Laden mit Polstermöbeln; doch fehlte es ihm an genügender Kundschaft; er steckte in Schulden, so daß er häufig nicht ein noch aus wußte in seiner Not. Dabei war seine Frau kränklich; die Kinder kosteten viel an Kleidung, Schuhzeug und Schulgeld; die Miete war ziemlich hoch, und das letzte Quartal noch nicht bezahlt; kurzum, es ging mit der Familie unaufhaltsam den Krebsgang.

Und doch hatte Osborne für die Zukunft golden schimmernde Aussichten, da er nämlich hoffen durfte, früher oder später einmal seinen reichen Onkel Thomas Stoddard, einen ältlichen Junggesellen, zu beerben, der als herzloser Wucherer in der Stadt im übelsten Rufe stand.

So hartherzig dieser Geldmensch auch war, so hatte er doch dem armen Neffen auf dessen inständige Bitten mehrmals — freilich immer höchst widerwillig — mit einem Darlehen geholfen, bis zuletzt daraus eine Schuld von dreihundert Pfund Sterling wurde, wofür Osborne fünfzehn Prozent Zinsen bezahlen mußte, was begreiflicherweise ebenfalls zu seinem allmählichen gänzlichen Ruin viel beitrug.

Am 14. März 1808 kam George abends um sieben Uhr heim, nachdem er tagsüber Tapezierarbeit verrichtet hatte im Hause eines Kaufmanns in einer benachbarten Straße.

Das kärgliche Abendessen der Familie stand bereit. Er setzte sich ziemlich mißmutig dazu an den Tisch.

„Hast du Geld mitgebracht, George?“ fragte Frau Anna leise.

„Nur vier Schillinge,“ versetzte er.

„Ich meinte, du wolltest eine größere Summe einkassieren.“

„Jawohl, aber es gelang mir leider nicht. Ich war bei dem Manne, der mir die vierundzwanzig Pfund schuldig ist. Im Vorbeigehen sprach ich bei ihm vor. Er konnte noch nicht bezahlen, sondern vertröstete mich auf den 1. April.“

„Das ist schlimm! Mr. Higgins war hier und fragte an wegen der fälligen Miete.“

„Was sagtest du ihm?“

„Er würde das Geld vielleicht noch heute abend von dir bekommen.“

„Hm, das ist recht fatal!“

„Und dann sollen wir auch Schulgeld bezahlen; ferner hat der Kohlenhändler gemahnt, der bis morgen sein Geld haben muß; und Liddy braucht notwendig ein neues Kleid, und dann —“

Das sorgenumwölkte Antlitz des Tapezierers verdüsterte sich noch mehr.

„Und dann noch so vieles sonst, ich weiß ja. Ins Leihamt haben wir nichts Entbehrliches mehr zu tragen, ich sehe wohl ein, es geht nicht anders, ich muß wieder einmal in den sauren Apfel beißen, meinem Onkel Thomas einen Besuch abzustatten. Noch heute abend, sobald ich gegessen habe, will ich versuchen, zwanzig Pfund von ihm zu borgen.“

Das Abendessen war bald beendigt. Osborne setzte seinen Hut wieder auf und verließ das Zimmer. Er trug noch seinen gewöhnlichen Arbeitsrock; in der rechten Seitentasche desselben steckte ein kleiner Tapeziererhammer, den er bei seiner Tagesarbeit gebraucht hatte. Auf dem Flur traf er Mr. Higgins, den Hauswirt, der auf ihn gewartet zu haben schien.

„Nun, Sir, wie ist es mit der Miete? Ihre Frau sagte mir vorhin, Sie würden Geld einkassieren.“

„Thut mir leid, bester Sir. Der Mann, der mir das Geld schuldet, kann nicht zahlen vor dem 1. April.“

„Das ist schlimm, Sir. So lange kann ich nicht warten.“

„Das dachte ich mir schon; deshalb gehe ich jetzt zu meinem Onkel. Ich will ihn um ein Darlehen bitten.“

„Dann ist's ja gut, Sir.“

Der Hausherr ging einigermaßen zufrieden in seine Wohnung zurück.

Es war trübes und stürmisches Wetter. Nur wenige Passanten waren zu sehen, als Osborne die Straßen entlang schritt, bis er das Haus erreichte, in welchem Thomas Stoddard wohnte. Es war ein hohes, düsteres Gebäude.

Osborne blieb einen Augenblick, sein Vorhaben überlegend, davor stehen. Dann schritt er durch einen offenen Thorweg auf den inneren Hof.

Stoddard wohnte nämlich nicht im Vorderhause, welches er an zwei Geschäftsleute vermietet hatte, sondern im Hintergebäude. Da hatte er sich seit vielen Jahren drei kleine Kammern nebst Küche zur Wohnung eingerichtet. Ein kleines Vorzimmer, ein größeres Wohn- und Geschäftszimmer, nebst Schlafkammer, damit begnügte er sich.

Eine ältliche Haushälterin, die für Hungerlohn das bißchen Aufwartung für ihn besorgte, hatte ihre Kammer oben unter dem Dache.

Der Ankömmling schritt über den Hof, wo sich niemand befand, nach dem Hintergebäude. Er öffnete eine Thür und trat ein.

Da sah er vor sich die alte schmale und steile Treppe, welche er früher schon so manches Mal mit sorgenschwerem Gemüte erklommen hatte. Von oben herab wurde sie nur recht mangelhaft durch eine kleine Oellampe erleuchtet.

Eben als er die ersten Stufen hinaufstieg, kam von oben herunter eine Persönlichkeit, die er nicht zu erkennen vermochte. Es war anscheinend ein noch ziemlich junger Mann, der den Hut tief in die Stirne gedrückt hatte. Der Kragen seines Mantels war hoch emporgeschlagen, so daß man nur seine blitzenden Augen und seine Nase sah. Die beiden drängten sich auf der schmalen Treppe aneinander vorbei.

„Guten Abend, Sir!“ sagte Osborne höflich.

„Guten Abend!“ keuchte der andere mit heiserer Stimme und sichtlich in Aufregung. Im nächsten Augenblick riß er unten die Thür auf und verschwand draußen im Dunkel.

„Dem scheint's nicht geglückt zu sein bei meinem Onkel,“ dachte der Tapezierer. „Wahrscheinlich hat er eine Anleihe machen wollen und ist mit seinem Begehren abgewiesen worden.“

Er stieg ganz hinauf und klopfte an die Thür des Vorzimmers. Doch kein „Herein!“ erscholl drinnen. Da die Thür nicht verschlossen war, öffnete er und trat ein.

„Er muß doch zu Hause sein,“ murmelte er. „Eben kam ja der Fremde von ihm. Ist er vielleicht ganz vertieft in eine schwierige Zinsberechnung?“

Die Thür zum Wohn- und Geschäftszimmer war nur angelehnt. Er klopfte auch da an, zuerst bescheiden, dann stärker, doch ohne Erfolg.

„Das ist doch sonderbar!“ murmelte er immer erstaunter und öffnete die angelehnte Thür.

Auf dem großen viereckigen Tische stand eine brennende Lampe. Dabei lagen einige Geschäftsbücher und allerlei Papiere. Hinter dem Tische stand, wie gewöhnlich, der alte ledergepolsterte Lehnstuhl. Dahinter sah man einen großen eisernen Geldschrank.

Plötzlich stieß George Osborne einen Schrei der Ueberraschung aus. Jetzt endlich sah er den Onkel. Thomas Stoddard, ein kleiner Mann mit grauen Haaren, lag hinter dem Lehnstuhl regungslos ausgestreckt auf dem Fußboden.

War er tot oder nur ohnmächtig? Hatte er vielleicht argen Verdruß gehabt eben mit dem Fremden, so daß alsbald nach dessen Fortgang ein Schlaganfall ihn so jählings niedergeworfen hatte?

Der Tapezierer kniete nieder und neigte sich über den am Boden Liegenden. Da gewahrte er das Entsetzliche und keuchte bestürzt: „Ermordet ist er!“

Ja, so war's. An der linken Schläfe des Toten war eine Verletzung zu sehen, die von einem furchtbaren Schlage herrühren mußte. Blut war aber fast gar nicht aus der Wunde geflossen.

Osborne hatte diese Beobachtungen eben gemacht, da vernahm er Geräusch, und wie er aufblickte, gewahrte er Frau Davis, die alte Haushälterin, die auf der Schwelle stand und ganz verstört ins Zimmer hineinblickte.

Ob sie ihn sogleich erkannte, blieb ihm zweifelhaft, denn im selben Moment verschwand die Alte wieder, indem sie die Thür zuschmetterte und von außen verschloß. Gleich darauf erscholl draußen ihr gellendes Geschrei: „Mord, Mord! Hilfe! Räuber, Mörder!“ durch das Haus.

Jetzt kam der Tapezierer zuerst zum Bewußtsein seiner eigenen höchst bedenklichen Lage. Erschien es doch unter solchen Umständen sehr möglich, daß man ihn selbst für den Mörder halten würde.

Er ging zur Thür und schrie: „Machen Sie auf, Frau Davis!“

Das geschah aber nicht. Dagegen dauerte draußen das Hilfegeschrei fort.

Er lief in die anstoßende Schlafkammer und versuchte, dort eine Thür zu öffnen. Dieselbe war aber auch verschlossen.

Nach einigen Minuten polterten draußen Leute die Treppe herauf. Die Stubenthür wurde geöffnet: Hausbewohner kamen herein; dann auch ein Polizeikommissar mit zwei Konstablern.

Der Kommissar sah sich um im Zimmer; er untersuchte, fragte. Dann sagte er: „Durchsucht den Mann!“

Osbornes Taschen wurden durchsucht. Man fand bei ihm den Tapeziererhammer, was den Verdacht gegen ihn sehr verstärken mußte. Nutzlos war's, daß er erklärte, es sei seine Gewohnheit, ein solches Werkzeug in der Tasche zu tragen. Nutzlos auch, daß er den Verdacht auf den unbekannten Fremden, der ihm auf der Treppe begegnet war, zu lenken versuchte. Niemand hatte eine solche Persönlichkeit gesehen. Der Kommissar nahm also an, es sei der gewöhnliche geheimnisvolle „Unbekannte“, auf welchen die Schuld zu wälzen ertappte Verbrecher sich so häufig bemühen.

Besonders belastend waren die Aussagen der Haushälterin. Sie habe gesehen, wie der Neffe ganz verstört sich über die Leiche des Onkels neigte. Niemand sonst sei zu der Zeit in der Wohnung gewesen. Nur kurze Zeit sei sie selbst abwesend gewesen, um in der Nachbarschaft mit einer Gevatterin ein wenig zu schwatzen. Mr. Stoddard habe von seinem Neffen niemals die beste Meinung gehabt und einmal sogar gesagt: „Er will Geld, immer Geld; es würde ihm wohl recht erwünscht sein, wenn ich tot wäre.“

„Sie sind also sein Erbe?“ fragte der Kommissar mit scharfer Betonung.

„Ja, wenn nicht etwa ein Testament vorhanden ist, welches andere Bestimmungen enthält,“ versetzte Osborne.

„Alle diese Umstände lassen Sie im höchsten Grade verdächtig erscheinen,“ sprach der Beamte. „Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie!“

Vergebens protestierte der unglückliche Tapezierer, indem er seine Unschuld beteuerte. Er wurde in Untersuchungshaft gebracht.

Der Vorfall erregte viel Aufsehen in der

ganzen Stadt. Frau Anna aber, obgleich fast gänzlich niedergeschmettert von dem furchtbaren Unglück, verlor doch nicht ihr Vertrauen: „Es ist unmöglich; mein guter George hat das nicht gethan; einer solchen That ist er nicht fähig. Wenn es noch Gerechtigkeit giebt in der Welt, so muß seine Unschuld an den Tag kommen.“

2.

Ein fürchterlicher Sturm aus Südwest brauste über den nordatlantischen Ozean. Gegen ihn lavierte mit Sturmsegeln die schöne neue Brigg „Albertina“ aus Bristol, bestimmt nach Kingston auf Jamaika, um von dorther Rohzucker und Rum zu holen.

Das Fahrzeug, schwer beladen mit Stückgütern, besonders Metallwaren, eisernen Maschinenteilen und dergleichen, lag ziemlich tief im Wasser. Häufig gingen schäumende Sturzseen darüber hinweg.

„Noch hat's keine Not, Sir,“ sagte Kapitän Jarvis zu dem einzigen Passagier, der die Fahrt nach Jamaika mitmachte. „Möchte Ihnen aber doch raten, in die Kajüte zu gehen, wo Sie mehr in Sicherheit sind.“

„Ich bleibe lieber auf Deck,“ versetzte der Passagier. „Unten ist mir's erst recht zu unheimlich.“

Es war ein blasser, noch ziemlich junger Herr, dessen Gemüt sehr erschüttert zu sein schien durch den wilden Aufruhr der Natur.

Der Sturm nahm immer mehr zu an Gewalt und artete zu einem Orkan aus. Schwerfällig taumelte die Brigg in dem ungeheuren Wogenschwall. Die Balken und Planken knarrten und krachten. Die wütenden Wellen hatten zum Teil schon die Reling zertrümmert, auch die halbe Kombüse vom Deck weggespült.

Plötzlich erschütterte ein furchtbarer Stoß das Fahrzeug.

„Seht nach im Kielraum!“ schrie der Kapitän.

Ein Mann eilte hinunter.

„Leck!“ meldete er gleich darauf schreckensbleich.

„An die Pumpen!“ erscholl der Befehl.

Die „Albertina“ war auf ein treibendes Wrackstück geraten und durch den Stoß leck geworden.

Das Wasser drang in den Kielraum und stieg so rasch, daß die Pumpen es nicht zu bewältigen vermochten. Zum Unglück zerbrach auch noch der Fockmast, und herabgesaust kamen die Rahen und das Tauwerk, zum Teil auf Deck, zum Teil über Bord ins Wasser.

„Habt acht!“ tönte der Warnungsruf, aber er war für einige doch von keinem Nutzen mehr. Der Kapitän, der Steuermann und ein Matrose wurden von dem herabfallenden Holz- und Tauwerk getroffen und verletzt oder betäubt im nächsten Augenblick von einer ungeheuren brüllenden und schäumenden Sturzsee über Bord geschwemmt.

An ihre Rettung war nicht zu denken. Es wurde auch kein Versuch dazu gemacht.

Den bleichen Passagier hatte eine niedersausende schwere Blockrolle getroffen und ihm das linke Knie zerschmettert. Stöhnend vor Schmerz und Angst lag er auf dem Verdeck bei dem Ueberrest der Kombüse, wo er sich festhielt.

Wieder rollten zwei gewaltige Sturzseen über das Schiff. Eine davon riß das große Boot weg. Es blieb nur noch ein kleines jollenähnliches Boot auf Deck, welches besser befestigt war.

„Wir sind verloren!“ schrieen die Matrosen. „Das Pumpen nützt doch nichts mehr!“

„Kappt das Tauwerk!“

Die Taue wurden mit Beilen zerhauen und auf solche Weise das sinkende Fahrzeug, welches sich stark nach einer Seite geneigt hatte, von den Masten, Rahen und Stengen befreit. Alles dies entführten die Wellen.

Die „Albertina“ richtete sich danach zwar wieder gerade, sank aber immer tiefer.

Allmählich minderte sich die Wut des Sturms. Der Wolkenvorhang zerriß, und die Sonne kam zum Vorschein. Es wurde ausgelugt nach einem rettenden Segel. Doch keines war zu erspähen. Da aber jeden Augenblick die Katastrophe des Untergangs erfolgen konnte, beschlossen die acht Matrosen und der Schiffskoch, die Brigg zu verlassen, solange es noch Zeit sei, um nicht mit in die Tiefe gerissen zu werden.

Zwei Wasserfäßchen und einige Lebensmittel schafften sie ins Boot. Dann ließen sie es in die hohle rollende See hinab. Um den bleichen Passagier bekümmerten die Leute sich gar nicht.

„Wollt ihr mich nicht mitnehmen?“ keuchte er.

„Es geht nicht an, Sir,“ sagte einer. „Das kleine Boot hat kaum Raum für uns und den nötigsten Proviant. In Eurem hilflosen Zustand würdet Ihr für uns nur gefährlicher Ballast sein.“

„Erbarmet euch!“

„Herr, vielleicht finden wir in der See unser Grab noch vor Euch.“

„Ich zahle fünfzig Pfund.“

Der Matrose zuckte nur die Achseln, begab sich mit den anderen ins Boot, und die Leute stießen ab vom Wrack.

Eine Weile sah der bleiche Passagier still ihnen nach. Aber schon nach fünf Minuten verschwand das Boot zwischen den Wellenbergen. Es kam dem Bleichen so vor, als vernehme er ein nur Sekunden dauerndes Jammergeschrei. Jedenfalls war das Boot gekentert, und die Insassen mußten rettungslos ertrunken sein.

So war der bleiche Passagier denn nun ganz allein auf der sinkenden Brigg. Im Angesichte des unvermeidlichen nahen Todes quälte ihn Gewissensangst. Denn ein finsteres Geheimnis lastete auf seiner Seele.

„Und muß ich denn in die Tiefe fahren,“ stöhnte er mit verzerrtem Antlitz, „so will ich vorher wenigstens mein Gewissen entlasten und so viel als möglich gut machen, was ich verbrochen habe.“

Er ergriff eine leere, mit einem Kork verstöpselte Flasche, die in der zerstörten Kombüse umherrollte, und stellte sie neben sich. Dann zog er ein Notizbuch aus der Tasche und begann in fieberhafter Hast mit Bleistift zu schreiben, mehrere Blätter voll. Auf ein einzelnes Blatt schrieb er noch einige Zeilen, rollte darauf in dieses die anderen Blätter und schob sie sämtlich in die leere Flasche, welche er danach sorgsam wieder mit dem Kork verschloß.

Kaum war er damit fertig, als die Brigg hinunter in die Tiefe des Ozeans sank. Ein gewaltiger Strudel entstand für einen Augenblick an der Stelle; doch im nächsten wälzten sich wieder die Wogen darüber hin.

Und hatte der bleiche Passagier sein furchtbares Geheimnis mit sich in der Tiefe begraben?

Nein — da kam es wieder herauf. Die verkorkte Flasche schwamm auf den Wellen. Der Südwestwind trieb sie nach nordöstlicher Richtung.

3.

Einige Monate waren vergangen.

Die Zeit der großen Gerichtsverhandlungen rückte für Bristol und Umgegend heran. Unter den vierzehn Kriminalfällen, die vor dem Geschworenengericht verhandelt werden sollten, war am sensationellsten derjenige, welcher den des Mordes angeklagten Tapezierer George Osborne betraf.

Nach der allgemeinen Ansicht stand die Angelegenheit sehr schlecht für den Angeklagten. Die Zeugenaussagen lauteten meist gegen ihn. Scheinbare Schuldbeweise türmten sich in erdrückender Fülle wider ihn auf.

Er selbst saß aber ruhig und gefaßt da im Gefühle seiner Unschuld.

Plötzlich wurde die Verhandlung unterbrochen. Ein Polizeibeamter brachte einen Brief, den er mit einigen leisen, hastigen Worten dem Präsidenten des Gerichtshofs überreichte.

Dieser stieß einen Ruf des Staunens aus, nachdem er flüchtig die mit Bleistift geschriebenen Schriftstücke, welche der Brief enthielt, überblickt hatte. Dann sagte er mit bewegter Stimme: „Ganz unerwartet nimmt die Sache eine andere Wendung — das ist wie ein Wunder! Sofern diese Papiere nicht trügen, ist der Angeklagte unschuldig. Denn der wirkliche Mörder meldet sich, sozusagen aus dem Wellengrabe heraus!“

Große Aufregung im Saale. Freudig überrascht war natürlich George Osborne.

Der Präsident fuhr fort: „Ein Makrelenfischer auf St. Martin, einer von den Scillyinseln am Kap Landsend, hat am Strande eine angetriebene Flasche gefunden, welche diese Papiere enthielt. Ich werde dieselben jetzt vorlesen. Auf dem einen Blatte stehen folgende Zeilen:

Ich bitte den, der dies findet, diese Flaschenpost unverzüglich an die Polizeibehörde in Bristol zu senden. Eine gute Belohnung wird ihm gewiß dafür zu teil werden. Es handelt sich um die Rettung eines unschuldig Angeklagten.“

Danach gelangte unter tiefer Stille das Hauptschriftstück zur Verlesung. Dasselbe lautete:

„An Bord der sinkenden Brigg „Albertina“ von Bristol.

Das Schiff ist leck. Kapitän und Mannschaft sind ertrunken. Nur ich lebe noch und liege mit einem zerschmetterten Knie hilflos auf Deck. Es ist keine Rettung für mich. Mit einer Blutschuld belastet muß ich in die Tiefe sinken; versuchen will ich's aber, vor einer zweiten mich zu bewahren; die Gewissenspein läßt mir keine Ruhe. Im Angesichte des unvermeidlichen nahen Todes bekenne ich folgendes: Ich habe den Wucherer Thomas Stoddard in Bristol ermordet und beraubt.

Infolge leichtsinnigen Lebenswandels und verfehlter Spekulationen geriet ich in seine Wuchererhände, und er plünderte mich allmählich gänzlich aus. Es bot sich eine Gelegenheit für mich, auf Jamaika mein Glück zu machen. Für die Reise brauchte ich Geld. Am Abend des 14. März ging ich zu Stoddard und erbat von ihm ein Darlehen. Er weigerte sich. Das brachte mich in Wut. Ich sah auf dem Tische zwei Säckchen voll Guineen, die er eben durchgezählt hatte. Da verblendete mich ein Dämon, und ich erschlug Stoddard mit dem bleiausgegossenen Knauf meines Spazierstockes. Dann nahm ich die beiden Guineensäckchen und eilte fort. Niemand hatte die That bemerkt. Aber auf der Treppe kam mir ein Mensch entgegen. Es muß der Tapezierer Osborne gewesen sein, denn am folgenden Tage hörte ich, er sei des Mordes angeklagt.

Er ist unschuldig. Ich allein bin der Thäter. Ob diese Flaschenpost ihr Ziel erreicht, weiß ich nicht. Es bleibt dem Walten des Schicksals vorbehalten. Ich kann nichts thun, als die Wahrheit ans Licht zu bringen suchen, ehe ich sterbe.

Edward Milner, Kaufmann.“

Zwei Geschworene, Bristoler Kaufleute, hatten diesen Milner und auch dessen Handschrift wohl gekannt. Sie bestätigten, daß die Schriftstücke zweifellos von ihm herrührten.

Der Präsident erklärte: „Unter solchen Umständen wird die Anklage hinfällig. Vor diesem Zeugnis aus dem Wellengrabe zerfallen die scheinbaren Schuldbeweise in nichts. Die bisher für unglaubwürdig gehaltenen Angaben Osbornes sind zweifellos wahr. Seine Schuldlosigkeit ist erwiesen.“

Der wackere Tapezierer wurde sofort in Freiheit gesetzt.

Wie fröhlich war das Wiedersehen zu Hause! Unter Freudenthränen umarmte ihn Frau Anna.

— — — — — — — —

Die bedeutende Hinterlassenschaft Thomas Stoddards fiel dem Tapezierer George Osborne als rechtmäßiges Erbteil zu. So konnte er also fortan mit seiner Familie ganz sorgenlos leben. Dem armen Makrelenfischer auf dem Inselchen St. Martin aber sandte er eine reichliche Belohnung.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ach, wenn es doch immer so blieb'! — Als in den fünfziger Jahren, erzählt Riehl in seinem „Land und Leute", ein rheingauisches Dorf fast zur Hälfte niederbrannte, half die Mannschaft des nächstgelegenen Städtchens mit so mutigem Eifer löschen, daß die abgebrannten Bauern in der aufwallenden Rührung des Dankes die Nachbarn samt ihrer Spritze zurückhielten und deren Wasserkasten mit Wein füllten. Und nun lagerten sich die beiden Gemeinden auf der rauchenden Brandstätte, sangen und zechten brüderlich, Arm in Arm, und mühten sich um die Wette, die Spritze auszutrinken. Da stimmten die Stadtleute in aller Unschuld das Lied an: „Wir sitzen so fröhlich beisammen", dessen Verse bekanntlich mit dem Rundreime schließen: „Ach, wenn es doch immer so blieb'!" Dieser Vers wurmte die Bauern; sie schauten umher auf die Aschen- und Trümmerhaufen, darunter ihre Habe begraben lag, und geboten ihren Gästen, einzuhalten mit dem Liede, da sie keineswegs wollten, daß es immer so bleiben solle. Diese aber meinten, es sei ein gutes Lied und sei nicht bös gemeint, und sangen weiter. Als nun der Rundreim wieder kam, schlugen die Bauern mit den Fäusten drein, die Städter gaben es zurück, und ehe noch die Spritze halb leer getrunken war, mußten die großmütigen Wirte und die aufopferungsvollen Gäste schon mit blutigen Köpfen auseinandergerissen werden. [D.]

Eine sonderbare Passion. — Der geistreiche George Schoyn, dessen Bonmots einst in ganz England eine große Berühmtheit erlangt hatten, besaß eine Passion ganz eigentümlicher Art: er konnte sich an Hinrichtungen gar nicht satt sehen. Einmal, im Jahre 1757, reiste er sogar nach Paris, um Damiens, der auf Ludwig XV. ein Attentat verübt hatte, hinrichten zu sehen. Gleich darauf kehrte er wieder nach London zurück. In ganz England hatte er Korrespondenten, die ihm anzeigen mußten, wo und wann die Hinrichtung stattfinden sollte. Schoyn rühmte sich, in 40 Jahren mehr als 3000 Hinrichtungen beigewohnt zu haben. [—dn—]

Herstellung von Mosaikmarmorplatten.

Die Herstellung von Mosaikmarmorplatten.

(Mit Abbildung.)

Um auch die Marmorabfälle aus den Brüchen und Werkstätten verwenden zu können, hat man neuerdings in den Marmorwerken zu Kiefersfelden bei Kufstein und zu Oberalm die Herstellung von Mosaikmarmorplatten eingeführt. Sie sind dem jetzt vielfach zum Bodenbelag eingeführten Terrazzo ähnlich, bei dem der Boden mit einer zementartigen Masse bedeckt wird, in die man kleine bunte oder schwarze und weiße Steinchen einwalzt, so daß eine mosaikartige Wirkung entsteht. Zur Herstellung der Mosaikmarmorplatten zerkleinert man zunächst die Marmorabfälle mittels Maschinen noch weiter und vermengt sie hierauf mit Zement und Sand. Diese lehmartige Masse wird dann, wie unsere Abbildung es zeigt, in Formen geschlagen und nach dem Erhärten geschliffen. Hierbei kommt die Marmorkörnung ähnlich wie beim Terrazzaboden zur Geltung.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 12.

Auflösung des Zeichen-Rätsels „Zunftsiegel der Hufschmiede" in Nr. 10: Die in der Runde unter den Buchstaben befindlichen Zeichen (Nägel) sind von fünferlei Form und Art. Sie entsprechen mit ihren Buchstaben fünf Worten. Vom Stern unten angefangen in der Runde nach links geben die Buchstaben dieser fünferlei Zeichen die Worte: Jeder ist seines Glückes Schmied.

Scherz-Rätsel.

Hast du mein Wort — getrennt — gehabt,
So spricht von dir die Damenwelt:
„Der Mann ist gar nicht, wie sich's schickt —
Nein, wie sein Wesen uns mißfällt!" —
Doch wenn gegessen du's — vereint —
Hat sich ihr Urteilsspruch gewandt:
„Ein int'ressanter Herr, fürwahr,
Fein von Manieren und galant!"

Auflösung folgt in Nr. 12.

Homonym.

Wer es wird auf weitem Meer
Durch des rauhen Sturmes Spiel,
Irrt mit banger Furcht umher,
Fern vom heißersehnten Ziel.

Wer es ist in seinem Sinn,
Der verschafft sich schnell und leicht
Manchen Nutzen und Gewinn,
Wenn's auch nicht zur Ehr' gereicht.

Auflösung folgt in Nr. 12.

Auflösung des Silben-Rätsels in Nr. 10:
Stammbaum, Baumstamm.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.